

Kritik auf Reisen.

Lohe und Kitzsch in Leipzig. — Kitzsch's Keller. — Sein Verschwinden kein Unglück. — Schuch's vierzig-jähriges Dirigentenjubiläum. — Gerhart Hauptmann's „Gabriel Schilling's Flucht“. — Josef Stranßky's Auftreten in Dresden. — Das französische Musikfest in Schwerin. — Das Musikdrama „Monna Banna“.

Schwerin, Meckl. 14. Okt.

Wenn einer eine Reife thut, dann kann er was erzählen. — Jagte ich zu mir, als ich wirklich nicht mehr ruhete, wo ich anfangen sollte, um Ihnen getreulich Bericht über alle dramatischen und musikalischen Veranstaltungen zu erstatten, die hier in Berlin während der letzten Zeit über uns hereinbrachen. Lieber gar keinen Bericht, als einen unvollständigen! Ich machte ich mich aus dem Staube, um in der — allerdings ziemlich nahen — ferne neue Kräfte für die fernere Berliner Arbeit zu sammeln. Vor allem geschah das aber auch in Ihrem Interesse, denn Sie möchten doch auch schon der Abwesenheit halber, lieber gern mal hören, was in den umliegenden Dörfern wie Leipzig, Dresden, Schwerin usw. vor sich geht.

Mit Leipzig fing ich an. Es hatte diesmal nichts Ueberrassendes für mich, denn es hatte ja vorige Woche keine Messe. Dafür sah es aber eine neue Anziehungskraft: schon seit dem ersten August wirkt dort am Stadttheater Kapellmeister Otto Lohe, der auch schon noch als Baugenerdirigent — als Walter Damrosch die „States“ mit seiner Deutschen Operngesellschaft durchzieht — in guter Erinnerung sein muß. Damals mag vielleicht noch die Begeisterung, das temperamentvolle Draufgängerthum in seinen Leistungen das Hervorstechendste gewesen sein, aber ich erinnere mich doch auch ungemein positiver, zarter Männen, die er in einer „Aphorismen“-Vorstellung anbot. Seitdem ist aber Lohe ein ausgezeichneter Meister geworden, ohne daß er dabei irgend etwas von seiner schänen Begeisterung verloren hätte.

Es ist ihm beschieden, sprach ich mit unterwürfigen Leipziger Kritikern und sonstigen Leuten, die Beziehungen zum Theater haben. Selten ist mir unter solchen Leuten solche Einmütigkeit aufgefallen. Sie wußten sich im Rede garnicht genug zu thun, sie sprachen von einer neuen Ära des Leipziger Theaters. Wohl bemerkt, das ganze Theater, nicht bloß der Oper; denn was Lohe in der Oper, das schenkt sein Freund und Genosse Marzette in Drama zu sein. Ich hätte mir am liebsten gleich am selben Abende eine Vorstellung angehört, aber Lohe rief mir ab: zur ersten Reueigleite, die er den Leipziguern vorsetzt, Fritzer's „Rufe vom Liebesgarten“ soll ich kommen, dann hofft er eine bemerkenswerte Leistung seines Ensembles darbieten zu können. Da ich auch noch was anderes zu thun habe, als alle Tage zu einer Reue nach Leipzig bereit zu stehen, habe ich mich nicht fest zugesagt. Aber wenn ich kann, werde ich die Leipziger Rufe des Liebesgartens pflügen.

Zunächst die alten konservativen Leipziger, die mit immer vornehmender wie die Erfinder jener Bewunderung der „guten alten Zeit“, sind bereits stolz auf „ihren“ Lohe, und sie meinen, mit Lohe und Kitzsch befragen sie die besten Dirigenten der Welt. Aber wie lange werden sie Kitzsch noch befragen? In zwei Jahren tritt seine Pensionärsberechtigung in Kraft, und es sollte mich nicht wundern, wenn er dann nur noch zur Erhebung seiner Pensionen nach dem geliebten Leipzig besuche und die übrige Zeit des Jahres mit dem reich einträglichen Geschäftsbetrieb in England und Frankreich verbrachte. Schließt doch sein Vertrag mit der Gewandhausdirektion nur die Ans Klausein ab, er „wenn pensioniert“, keine „feine“ Dirigentenstelle annehmen darf. Er würde sich auch hüten; bringt doch das Gelingen des Festfests etc.

Es gelang der Stadt Leipzig noch durch einen anderen, allerdings negativen Vorgang diesmal mein erhöhtes Wohlwollen zu erwerben: der Auerbach-Keller eröffnet nicht mehr! Welch ein Glück war doch dieser Keller für den harmlosen Touristen gewesen, doch weil das Volk der Denter und Dichter auch seinen Goethe am liebsten mit etwas Flüssigem bereicht. Daß dieser Keller schon existiert hatte zu einer Zeit, als der Dr. Faust gelebt haben konnte, daß damals darin schmerzhaft worden sein soll: das Alles soll ein Leipziger erleben und danach der Versuchung widerstehen, selbst einmal dort einzutreten; Kitzschmehl! Ein, oder auch zweimal ist jeder da gewesen, beim dritten Male wird ihn freilich wohl der Muth vorher verlassen haben. Denn nach man auch von der Grüneberger Schattenseite und von der Bomster Beeren- auslässe fabeln mag, an die Säure des Weines, der in Auerbach's Keller verschickt wurde, reicht keiner heran. Wer, nach dem Vorgang des braven Froch, das Maul sehr voll verlangt — und gewonnen hat, der wird sicher mit einem solch durchdringenden Magen nach Hause gewandt sein. Es war die konservative meschophobische Zeitschrift, die am dort in flüssiger Form und in gelbem Wägen gerührt wurde. Und nach dem Mann, der in Auerbach's

Keller die Wirtschaft führte, vom dichterisch-historischen Standpunkt aus ganz recht; er wollte immer noch einem zum Besuch kommenden Mesephilo Gelegenheit zu der Klage geben: „Wenn gute Weine nur ein wenig besser wären!“

Von Leipzig fahre ich stets gern nach Dresden, gerade wie ich gern in einen aristokratischen Salon einträte, nachdem ich die gute Stube eines Schuchseier, zum vierzigjährigen Dirigentenjubiläum Schuch's nach dort gegangen sei. „Wird die alles hübsch erzählen lassen“, beruhigte ich mich, habe ich dann auch gehört, aber es war nicht alles hübsch, was sie mir erzählten. Die Zeitungsberichte müssen wohl ziemlich fest gefügt gewesen sein. Freilich hat das Publikum begrifflichseinerseits seinem Schuch zugehört, wie sich's gebührt, aber die Anerkennung und Huldverweise, die dem Jubilar von der königlichen Intendantz dargebracht worden sind, sollen nicht ohne Beigeschmack gewesen sein. Graf Seebach, hörte ich, habe sich dabei ungeheuer kühl und preußisch „fortritt“ benommen; nun und Schuch, der sonst so witzig reden kann, habe seine wohlparierte Dankrede ängstlich vom Papier ablesen. Ueberhaupt soll Schuch, weil man ihm bei manchen wichtigen Dingen nicht mehr das entscheidende Wort zuschiebt, ziemlich unzufrieden mit seiner Dresdener Stellung sein. Ich hoffe aber, das ist übertrieben.

Vor allem lag mir an der Generalprobe von Gerhart Hauptmann's „Gabriel Schilling's Flucht“, welches Drama hier seine erste öffentliche Aufführung nach dem Lausitzer Experiment erfuhr. Mit außerordentlicher Sorgfalt hatte man sie vorbereitet und die besten Kräfte des Dresdener Schauspielensembles setzten für das merkwürdige, unwiderstehlich anziehende und doch auch wieder abstoßende Seelengemälde ihr Kräfte ein. Daß nicht alles dem Publikum sanft entgegen käme, war mir übrigens schon klar geworden, als ich im vorigen Frühling das Buch gelesen hatte. Am Donnerstags Abend im Hotel Bellevue, wo Hauptmann mit den Darstellern beim fröhlichen Mahle saß, wurde mit denn das auch bestätigt: manches hatte das Publikum förmlich eifrig gestimmt. Einzelne, ist das Wert eines Dichters.

Und was sagen Sie dazu, daß der achtzehnjährige sächsische Kronprinz den drei letzten Proben beigewohnt hat und zwar mit offensichtlichster tiefster Theilnahme! Ist das nicht für einen Halb- und Jüngling ein wenig zu früh? So ernst brauchen halberwachsene Kronprinzen eigentlich noch nicht zu sein. Vielleicht wird ein solcher Kronprinz aber dann nicht später, als Grotte und Vater sein ganzes Sinne und Trachten auf Sport und Operette konzentrieren.

Ich merkte es aber bald, daß ich auf dieser Reise von den Dirigenten nicht los kommen sollte; von den Vorkämpfern sprang mir der riesig gedruckte Name von Josef Stranßky entgegen: Erstes Konzert des Vereins der Musikfreunde: Furantze — Ouvertüre, Beethoven's „Fünfte“ und Liszt's „Tasso“. Ich glaube, das war Stranßky's einziges Auftreten auf dem europäischen Kontinent, und da ich Stranßky seit seiner Ueberfiedelung nach Amerika nicht mehr dirigieren gesehen hatte, beziehe ich mich, um halb acht Uhr den Saal zu erreichen. Bis zum letzten Winkel vor er besetzt und die „hohen Augenbrauen“ waren auf jedem Gesicht zu entdecken. Gemüth, wenn ein Künstler „der schändlichen Dollars wegen“ nach Amerika geht, dann ist es hier noch immer ausgemachte Sache, daß er verwildern muß. Einen eingetragenen Kontinentalen, der nie den Weg über's große Wasser gefunden, eines Besseren belehren zu wollen, ist vergebene Liebesmühe. Trotz aller Auswütsche — Professoren bleiben die Vorurtheile gegen Amerika in ordentlich mittelalterlicher Zähigkeit bestehen. Aber ich muß doch zu Ehren des Dresdener Konzertpublikums tonfaktieren, daß man des Dirigenten Leistungen trotz seiner „Amerikanisierung“ so hoch wie möglich einschätzte. Nach dem „Tasso“ besonders gab es riefliche Beifallsstürme. Mein eigener Eindruck war, daß Josef Stranßky durch seine anstrengende Arbeit mit dem New Yorker Philharmonischen Orchester seine vorreflexiven Dirigenteneigenschaften noch auf eine höhere Stufe gebracht habe. Seine Beherrschung der Materie schien noch an Sicherheit zugenommen zu haben, und die jugendliche Macht, die er auf die Spieler ausübte, schien unbegrenzt geworden zu sein. Er gab uns eine streng sachliche, würdige und dabei durchwegs lebendige Darstellung der „Fünften“, und im „Tasso“ ließ er seinem Temperament zwar nicht die Fügel schwingen, ließ ihm aber freien Lauf. Es war für die aktiv wie passiv Beteiligten ein überaus erfreulicher Abend. Auf die Frage, warum er nicht auch in Berlin noch vor seiner Rückreise nach New York ein Konzert dirigiere, antwortete Stranßky mir mit einem diplomatischen Lächeln, wie er's sich erst in Amerika angeeignet zu haben scheint: „vielleicht im nächsten Jahre“, meinte er. „Am Ende möchte er erst noch ein bißchen mehr amerikanisch verwildern.“

Ich mußte mich spüren, wollte ich rechtzeitig nach französischen Musikfesten in Schwerin ankommen. Doch halt, Hofkapellmeister Rochler — schon wieder habe ich's mit einem Dirigenten zu thun! — hatte mir ausdrücklich geschrieben, er betrachte diese vierzig-jährigen französischen Musikfesten durchwegs nicht als „Fest“, also will ich mich bemühen, ohne irgendwelche festliche Ausschmückung darüber zu schreiben. Wenn man die Medienburger in die französische Musik einführen will, muß man natürlich ein vorzügliches, mit ein wenig konservatives Programm machen. Und Auswärtige, dagegen konnte es wenig reizen die d-moll Symphonie und die „Adriens“ von César Franck, die Harald-Symphonie von Verlioz oder Massenet's „Manon“ in deutscher Sprache zu hören. Auch die Kammermusik, an der sich Meister wie Henri Marteau und Raoul Pugno beteiligten, brachte keinen Reiz. Ich will mich, während allerdings das Debully'sche Streichquartett den eingetragenen Schweriner einermachen neu und modern vorgekommen sein mag. Aber für gestern Abend war im Hoftheater die erste deutsche Aufführung des Musikdramas „Monna Banna“ angelegt und zu dieser Angelegenheit waren denn auch einige Berliner und Hamburger Kritiker, herübergekommen. Henri Fevrier heißt der noch junge Komponist, der es unternommen, das erschütternde Seelendrama Materlind's in Musik zu setzen. Daß der Stoff die Komponisten besonders anzieht, kann ich mir wohl vorstellen, begreifen doch auch die Talentvollsten unter ihnen darüber zu Fall kommen, weil es geradezu unmöglich ist, das psychologische dieser Dichtung in der Musik zu reproduzieren. Für Fevrier und seine Oper sprach die Tatsache, daß Materlind selbst ihm bei der Umarbeitung des Stoffes geholfen habe, ja, daß er sogar das glückliche Ende selbst hingewünscht haben muß. Wenn sich der Dichter trotzdem später der Uraufführung im Großen Opernhaus zu Paris gerichtlich widerte, so geschah das scheinbar, weil er die kleinere Bühnen-Opera Comique für so viel geeigneter hielt, in Wirklichkeit aber, weil er gern seine Frau in der Titelrolle auftreten lassen wollte, ein Wunsch, den zu erfüllen die Große Oper sich entschieden geweigert hatte.

Wenn ich nun erzähle, daß die Ausführung hier, natürlich nach Maßgabe der bestehenden Verhältnisse in einer Stadt von weniger als fünfzigtausend Einwohnern, eine recht gute war, daß die Sänger mindestens passabel sangen — der Tenorist Gröbe besitzt eine riefenartige, aber noch zu wenig kultivierte Stimme, — daß endlich das Orchester sich als eine ganz ausgezeichnete Organisation bewährte, so geht daraus hervor, daß die Oper im eigenen Erfolg hätte haben können, wenn sie wirklich etwas wertig wäre. Freilich, es wurde nach dem zweiten Akt und nach dem Schluß tüchtig applaudiert, der Komponist und die hervorragendsten Darsteller mußten wieder und wieder vor dem Vorhang erscheinen und ihre Dankesbezeugungen machen, aber — nach vierzehn Tagen wird in Schwerin kein Mensch mehr nach der Fevrier'schen „Monna Banna“ Beger haben. Ich habe mit vielen einheimischen Theaterfreunden darüber gesprochen, sie waren alle der Ansicht, daß ihnen diese Partitur keinerlei Anregung gäbe, daß manches ja „ganz gut“ läge, aber daß die dramatische Energie, daß der Kontrast zwischen hinauf und hinunter selbe; etwa so fielen die Vainurtheile aus. Man klappte Beifall, weil das Ganze unter der Protektion des Hofes stand und die Medienburger lokale Unterthanen sind und ferner applaudierte man, weil sich die einheimischen Kräfte solch außerordentliche Mühe damit gegeben hatten. Also aus lauter menschlich-begreiflichen Gründen, aber nicht aus dem einzig wahren Grunde des Ueberzeugens.

erste und verlässliche Künstler sind, wenn sie auch als Stimmlinier sich nicht gerade auszeichnen. Der Seldentenor Gröbe erfreut sich eines mächtigen, in den hohen Tönen besonders reichen Organs, das er gegebenen Falls auch zu einem schönen mezzo voce zu verwenden versteht. Im übrigen freilich fehlt noch hart an Stimmlinier. In der Kapelle aber sitzt auch ein Gefinder, der Hilitz Samuels. An Sonntag Nachmittag führte er uns seine Erfindung höchst überzeugend vor. Vermittelt eines einfachen Apparates, eines kleinen Violonchells, der mit dem rechten Fuß in Betrieb zu setzen ist, führt er den Vätern einen beständigen Strom von Luft in die Mundhöhle, der sie aller Atemschwächen überhebt. Sie können, ob sie nun flüßig oder Baktulo blasen, ob sie wenig oder viel Luft nötig haben, die Absolen nach Belieben ausdehnen, und alle die kleinen Mittelchen, deren sich die Komponisten zu bedienen halten, um eine Unterbrechung des Tonstroms durch Abkühlung zwischen den Instrumenten zu vermeiden, sind nun überflüssig geworden. Wirklich, diese Erfindung hat einen sehr wesentlichen praktischen Werth. Wenn sie sich noch nicht überall eingebürgert hat — selbst in Schwerin wird sie erst von wenigen Vätern benutzt! — dann kommt das vielleicht doch daher, weil sie eben aus Medienburg kommt. Und wer erwartet Neuerungen — Reformen aus dem Feudalstaat Medienburg!

Agust Spanuth. New Yorker Vandalerei. Die New Haven Eisenbahn. — Unsere Friedenssonne. — Ausgeschloffen. — Weibliches Quartett. Weil zwei kleine Mädchen in einem harmlosen Besessenen den Mann zu erkennen glauben, der Kinder durch den „Fogbit“ mißhandelt, wurde der arme Arzel von einer brüllenden Menge überfallen und beinahe todt geschlagen. Das ist die New Yorker Version des Richter Urtheil, das nicht einmal die Scheinform einer Prozessurung macht, sondern das Opfer seiner Willkür in der New Yorker Mob untersteht. Die New Yorker Mob untersteht sich in solchen Fällen nicht in geringsten von dem Mob trennen. In anderen Millionenstädten. In ihm kommt der Mordinstinkt, der auch beim untergeordneten Kind als Zerstörungssinn zum Vorschein tritt und nie ganz ausgerottet, sondern nur zurückgedrängt werden kann, brutal und plötzlich zum Ausdruck. Wir sollten darum auch mit der Urtheil über Ungehörigen weiter innen im Land etwas zurückhaltend sein. Wir sind nur sehr wenig besser.

Die New Haven Bahn zählt zu den wenigen Bahnen des Ostens, die trotz brutaler Ausplünderung des Publikums, das fährt und Güter verschickt, noch immer eine Unmenge alter, unrastrer Waggons laufen läßt. Die Bahn hat allerdings Millionen für die Verbesserung ihrer Stellung ausgegeben und hat außer dem hunderte von Millionen drangezogen, um alle Konturrenz aus ihrem Terrain fernzuhalten oder an sich zu ziehen. Aber gerade deshalb ist es unerschwinglich, warum mit den teuren Millionen, die ein Ersatz der alten hölzernen Waggons durch neue Stahlkäse kosten würde, geparkt worden ist. Die Schabenerjapanerpreise aus den beiden letzten Katastrophen auf der New Haven Bahn haben sicher schon die Hälfte der Summe gekostet, welche Stahlwaggons kosten würden. Die Ausrüstung vieler Industriezweige ist hier und da unglücklich.

Das unsere Flotte innerhalb zehn Jahren zum alten Eisen gehören wird, behaupten unsere Friedenssonne. Aus Anlaß der Demonstration im New Yorker Hafen haben sie sich in diesem Sinne wieder einmal gründlich losgelassen. Sie weisen darauf hin, was wir alle längst wußten, daß die glorreichen Fahrgewege, welche bei Santiago Spaniens amerikanische Herrschaft gesichert hatten, heute nur anstandslos als Referenz geführt werden. Sie prophezeien, daß in zehn weiteren Jahren unsere modernsten Schiffe wieder alt geworden sein werden. Auch das wissen wir, was aber recht interessant wäre, wäre, was wir thun sollen. Da reicht man uns vorzüglich aus. Eine Flotte müssen wir haben; das wasagen sie selbst nicht abzuhelfen; modern muß sie sein; das können sie nicht leugnen. Aber jammern thut sie doch, als ob die Flotte den Ruin des Landes bedeute.

Trotzdem er 31 Jahre lang in Amerika war und nach dem Staate Minnesota kam, während dort noch der Anführer mit der einen Hand den Flug und der anderen die Hinte führen mußte, um sich gegen räuberische Sioux zu wehren, ist der Krainer Primos Pernez bei der Rückkehr von einer Besuchstour nach der alten Heimath auf Ellis Island unter der Angabe festgehalten worden, daß er möglicherweise dem amerikanischen Gemeinwesen zur Last fallen könnte.

Gegen den Mann spricht lediglich sein Alter. Er hat Geld und eine Fahrkarte nach Kansas, Minn., wo sich seine Farm befindet, die jetzt von seinen in Amerika geborenen Söhnen bewirtschaftet wird. Da man in Minnesota, wie in vieler westlichen Staaten, auf das erste Papier hin stimmen kann, hat

Pernez nie sein volles Bürgerrecht erworben, und hierunter muß er jetzt auf der Thürschwelle, wo man lediglich dem Buchstaben des Gesetzes und nicht der gebundenen Vernunft nach urtheilt, stehen.

Das Pernez schließlich doch frei kommen wird, weiß Jeder auf Ellis Island. Wenn er genügend Mittellose wäre, was er nicht ist, hätte Oesterreich zweifellos das gute Recht, bei seiner Deportation seine Annahme zu verweigern, da er im Jahre 1880 auswärtigen und seitdem in den Vereinigten Staaten gewohnt hat. Die kurze Besuchstour, die er letztes Jahr nach Brüden machte, gab ihm, da seine Familie sich hier befindet, sicherlich das Heimathrecht nicht wieder.

Das Unwiderliche zieht Dich hinan! In eigentümlicher Weise scheinen sie in dem holländischen Barr in Island, jener malerisch vor der Jamaica Bay gelagerten, dem Himmel duftenden Insel die Frauentrage gelöst zu haben. Nicht daß etwa die Suffragetten dort das Regime führen oder die Frauen im öffentlichen Leben eine hervorragende Rolle spielen. O nein — doch scheint dort eine Anzahl von Wohlthätern einem „Beruf“ obzuliegen, für den sonst das häßliche Geschlecht ein ausschließliches Privilegium genöß, nämlich die des Rinaldo Rinaldini!

Ja, wenn man dem hiezuunverwundlichen alten Jakob Golden, Glaubensfanden darf, wurde er auch dem mit allen „Wohlgelungenen Arabiens“ erfüllten Island bei heiligem Tage von vier Frauen angefallen und um seine Vaterschaft im Betrage von \$61 beraubt. Daß die betreffenden „Damen“ ihr Meier „mit Lust und Liebe“ und dem gehörigen Nachdruck ausübten, dessen wir im Matrosen- Polizeigericht doch räumliche Aussehen Golden's Zeuge. Er trägt den „gebämfteten“ Arm in der Schlinge und die Wiffage ist schrecklich erschunden und zerkratzt. Nach seiner Darstellung war Golden, der seines Reichthums ein Mitbildler ist, nach der Insel gekommen, um mit einem dort domicilirten Altkontrahenten ein Geschäft abzuschließen. Nachher hatte er sich zur Frau Pauline Egan begeben, die Hüßner zu verkaufen hat. Er erkand einige Bräutchenplätze des Fieberfiebers und zog seine Wöfe um sie hierfür zu bezahlen. Als er eine Rolle von Banknoten zum Vorchein brachte, sei Frau Egan vor Erstaunen ob all des Mammons beinahe vom Stuhl gefallen. Im nächsten Augenblick sei sie vom Hofe, wo sich die Ene abspielte, ins Haus gelaufen und sei wenige Augenblicke später mit drei anderen Frauen zurückgekommen, die angeblich ohne Weiteres über ihn herfielen. Eines der Weiber habe ihn am Halse gepackt, die zweite die ihre Hand über seinen Mund, die dritte hieb mit einem großen Stoche auf ihn ein und die letzte vom Entsetze entriß ihm den Gelbbeutel.

Sobald der Trödel sich von dem Raubdankal erholt hatte, erstattete er Anzeige und die „bewaffnete Macht“ der Insel, bestehend aus dem Polizisten William Egan's nahm zwei der mutmaßlichen Täterinnen fest. Die Arrestantinnen, Frau Paulina Egan und deren Nachbarin Frau Marziana Rokka beherrschten in dem erwähnten Polizeigericht ihre Unschuld, doch stellte Richter Harris sie bis unter je \$1000 Pfundhaft. Auf die anderen „Räuber im Unterrod“ fahndet die „Polizei“ noch.

Die New Haven Bahn zählt zu den wenigen Bahnen des Ostens, die trotz brutaler Ausplünderung des Publikums, das fährt und Güter verschickt, noch immer eine Unmenge alter, unrastrer Waggons laufen läßt. Die Bahn hat allerdings Millionen für die Verbesserung ihrer Stellung ausgegeben und hat außer dem hunderte von Millionen drangezogen, um alle Konturrenz aus ihrem Terrain fernzuhalten oder an sich zu ziehen. Aber gerade deshalb ist es unerschwinglich, warum mit den teuren Millionen, die ein Ersatz der alten hölzernen Waggons durch neue Stahlkäse kosten würde, geparkt worden ist. Die Schabenerjapanerpreise aus den beiden letzten Katastrophen auf der New Haven Bahn haben sicher schon die Hälfte der Summe gekostet, welche Stahlwaggons kosten würden. Die Ausrüstung vieler Industriezweige ist hier und da unglücklich.

Das unsere Flotte innerhalb zehn Jahren zum alten Eisen gehören wird, behaupten unsere Friedenssonne. Aus Anlaß der Demonstration im New Yorker Hafen haben sie sich in diesem Sinne wieder einmal gründlich losgelassen. Sie weisen darauf hin, was wir alle längst wußten, daß die glorreichen Fahrgewege, welche bei Santiago Spaniens amerikanische Herrschaft gesichert hatten, heute nur anstandslos als Referenz geführt werden. Sie prophezeien, daß in zehn weiteren Jahren unsere modernsten Schiffe wieder alt geworden sein werden. Auch das wissen wir, was aber recht interessant wäre, wäre, was wir thun sollen. Da reicht man uns vorzüglich aus. Eine Flotte müssen wir haben; das wasagen sie selbst nicht abzuhelfen; modern muß sie sein; das können sie nicht leugnen. Aber jammern thut sie doch, als ob die Flotte den Ruin des Landes bedeute.

meinem Leiden ein Ende. Ich habe wieder einmal einen Tag voll von Enttäuschungen hinter mir — verordnete mir zur „Verbesserung“ meines hart erkrankten Selbstvertrauens einen Whisky. Ich steuerte auf die nächste Bar los, deren wohlklingender Name „His Lordship's Barber“ so viel versprach. Sie war von nur wenigen Leuten besucht. Kaum hatte ich dem Barman in meinem besten Englisch mit unerschütterlichem deutschen Agent meinen Wunsch zu erkennen gegeben, als sich aus einer Drei-Männer-Gruppe ein dreißigjähriger Hüne mit lang herabhängendem grauen Schnurrbart löste und, mit autmätigem Lächeln mir die breite Hand auf die Schulter legend, im reinsten ostpreussischen Dialekt mich anredete:

„Hallo, junger Landsmann, was zum Kuckuck hat Sie in dieses schauerhafte Nest geführt?“ Der mich also apostrophirte, war Hans Ludolf Schrader. Der Schmerz über meine verunglückte englische Aussprache wich sehr schnell der Freude, endlich einmal wieder in meiner geliebten Mutterprache reden zu dürfen, um so mehr, als ich aus seinen Fragen weniger Neugierde als vielmehr aufrichtige Anteilnahme an meinem Geschick deutlich heraushörte. Von dieser Minute an datierte unsere Freundschaft. Meine Sorgen hatte Hans Ludolf Schrader bald heraus und machte sie zu den seinigen. Er bestand darauf, daß ich das Boardinghouse, in welchem ich wohnte, mit seiner beschriebenen, aber wohllich eingerichteten Häuslichkeit verließ. Dann ging es an das Stellungsuchen. Diese fand sich nach einigem Bemühen auf der Chandos-Grube, welche ein ihm befreundeter Amerikaner leitete. Hans Ludolf Schrader ließ es sich nicht nehmen, mich Abend für Abend in dem Nothwendigen für meinen neuen Beruf zu unterweisen, bis ich einigermaßen fest im Sattel saß. Die erste Kridu — Antilope brachte ich unter seiner Anleitung zur Strecke, und als mich später die heimtückische Malaria überfiel, war er es, unter dessen fürsorglicher Pflege ich wieder auf die Beine kam. Im folgenden Jahre zog Hans Ludolf in die Wildnis, um zu prospektieren. Er kam nur selten in die Stadt. Um so häufiger trat mich mein Besuche — Bonn zu ihm hinaus. Dann pflegte er aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen zu erzählen: vom Deutsch-Französischen Kriege, den er als Freiwilliger im hantelischen Infanterie-Regiment mitgemacht, von den Kämpfen um Orleans, wo er das eiserne Kreuz erworben. Oder wie es ihn bald nach Friedensschluß hinausgetrieben in die weite Welt: zuerst nach Indien und Australien. Dann war er nach Sidakstra gekommen: Kimberleys Reichthum hatte ihn gelockt. Er besand sich unter den ersten Pionieren auf den neuentdeckten Goldfeldern des Witwatersrand und war Johannesburg entlassen. Das waren goldene Zeiten für ihn gewesen. Doch so leicht wie der Reichthum ihm zugeströmt war, ebenso schnell war er ihr an der Börse durch seine Spielereckheit wieder aus den Händen gelitten. Nach dreißigjährigem Aufenthalt im Auslande war er heute kaum so weit, um seinen letzten Wunsch, sein Leben in der alten Heimath zu beschließen, verwirklichen zu können.

Als ich heute, am fünften Jahrestag unserer ersten Begegnung, zu ihm hinübertritt, wußte ich, daß er mich bestimmt erwartete. Wir hatten den 29. März nie ohne kleine Feier vorübergehen lassen, und so war mein Kommen in seinen Augen selbstverständlich.

Ein opulentes Mahl barrie meiner, von lundiger Hand zubereitet: junger Maistkolben mit Butter eröffnete das Menü; für den Gemüsegang hatte Hans Ludolf zwei Konservendbüchsen „geschloffen“; hierauf folgte Springbocklet vom Hofe, und Weißbrot mit Marmelade machte den Beschluß. An Whisky war natürlich kein Mangel, und für süßes Wasser sorgte der Wasserfad aus Segelluch. Um uns von dieser Schlemmermahlzeit zu erholen, warfen wir uns in die breiten Homabay-Chairs und setzten unsere kurzen Pfeifen in Brand. Wir konstatierten noch voll Befriedigung, daß wir in trauter Harmonie mit der übrigen Welt lebten, und schauten dann schweigend der untergehenden Sonne nach. Unsere Gedanken waren wohl die gleichen und verloren sich in europäischer Nüchternheit.

„Safu bona, Waas!“ (Guten Abend, Herr!) unterbrach eine tiefe Stimme unsere Andacht und sprachte uns aus unseren Träumen auf. Der Eigentümer dieses Bases war ein alter graubäugiger Buchmann, kaum größer als vier Fuß. Hans Ludolf war ein wenig über diesen plöthlichen Besuch und machte, noch im Darme seiner beinahe sinnlichen Eindrücke, seinem Neugier in einem ehrlichen deutschen Fluche Luft. — Worte thut einem Schwarzen nicht weh, am allerwenigsten einem Buchmann, und es noch einer von uns darauf kam, ihm ein rauhes „Woeit zo!“ (Scher dich fort!) zuzurufen, hatte er uns zum zweiten Male über-rumpelt, indem er in gedrohenem Deutsch fortfuhr: „Ich bin aus Deutschland, ich komme aus Schwedisch, ich

bin ein Deutsch sprechender Schwarzer war uns etwas Neues und stimmte uns mißer. Wir hatten aber keineswegs die Absicht, ihn dies wissen zu lassen, und nahmen unsere Aufsicht zur französischen Sprache, in der richtigen Voraussetzung, daß diesem alten Lager

Unteroffizier. „Wohmann II., aus dem Brett, das Sie vorn starg haben, wird noch mal mein Starg geschlitten werden!“ Jede Kritik ist zugleich eine Kritik über den Kritiker.

bonen Englisch und Holländisch gewiß geläufig sei. Ich betam aber daß ein Badstrom als etwas unheimliche Aufsammlung in zwar etwas holprigen, aber immerhin verständlichem Französisch seine Bitte um Arbeit wiederholte. Diese neue buchmännliche Leistung brachte auch Hans Ludolf aus seiner ersten Haltung, welche er im Verkehr mit Schwarzen stets anzu-nehmen pflegte. Es drängte auch ihn nach einer Erklärung dieses singulären Phänomens. Seine Hand voll Tabak verschaffte sie uns. Was wir zu hören bekamen, war allerdings wunderlich genug.

Der Gehantion unserer Reueigleite hieß Gideon Katamba und hatte irgendwo in der Kapkolonie vor vielen Jahren zum ersten Male seine schwarzen Augenlider aufgeschlagen. Kaum flügte geworden, verließ er den heimathlichen Ort und verdingte sich in Ost London als Ueberbedon. Das Leben und Treiben am Hofe, welches er zu beobachten sich genug Gelegenheit hatte, ließ in ihm den Wunsch reifen, auch einmal auf einem Schiff über das große Wasser fahren zu dürfen.

„Froh schlägt das Herz im Weisheitel, Vorausgesetzt man hat die Mittel.“ singt Wilhelm Busch. Ueber Mittel verfügte Gideon Katamba allerdings nicht, wohl aber über eine reiche Portion Schläuheit. Er quartierte sich auf dem ersten besten Dampfer als blinder Passagier ein und vertraute dem Schicksal. Sein Stern führte ihn nach Koffi Be auf Madagaskar. Es gelang ihm, ohne Brägel vom Dampfer zu entweichen und in die Stadt zu entkommen. Hier griff man ihn auf und steckte ihn, da man nichts weiter mit ihm anzufangen wußte, in ein Turko-regiment, welches gerade im Begriff stand, sich nach Alger einzuführen. Zwei Jahre später brach der französische Krieg aus, und Gideon Katamba trat seine dritte Seereise an, um im Verein mit seinen dunkelhäutigen Kameraden auf die Deutschen loszulassen zu werden. Schon bei Welkenburg traf ihn das selbe Schicksal, welches einige Wochen später seinen Kameraden bei Sedan ereilte: er wurde gefangen genommen. Man brachte ihn aber nicht nach Wilhelmshöhe, sondern nach Königsberg. Diese Königsberger Gefangenschaft war für Gideon Katamba die glücklichste Periode seines Lebens, und er gedachte ihrer in dankbarer Erinnerung. Hier brauchte er sich nicht kostspielig zu lassen und konnte den ganzen Tag faulenzeln. Daher kam ihm der Frankfurter Friede ebenso überraschend wie unelogen: er mußte zurück nach Frankreich. Wie er es dann ermöglichte, plötzlich von Frankreich nach England zu verschwinden, blieb er uns in seiner Erzählung schuldig. Es war Gideon Katamba offenbar peinlich, sich hierüber zu äußern, und wir waren bündel genug, nicht in dieses Dunkel hineinzufragen. Genug; er war eines schönen Tages in England und wirte auch heute noch dort, wenn nicht das Heimweh seine schwarze Seele geplagt hätte. Er erarbeitete sich als Rohleijer freie Ueberfahrt nach Kapstadt und zog von hier aus mit einigen Stammesgenossen nach Damara-land. Mit der Besitzergreifung dieses Landstriches wurde auch Gideon Katamba zum deutschen Staatsbürger befördert und hatte nun hinreichend Gelegenheit, seine in Königsberg begonnenen Studien in der deutschen Sprache fortzusetzen. Erst kürzlich hatte er Deutsch-Schwedisch den Kluden gelehrt und burdamanderte jetzt Madagaskar als Gesehensbesucher. Ueber die Motive dieser seiner abermaligen Wanderlust schwieg er sich, freilich aus treifigen Gründen, ebenfalls aus.

Gideon Katamba hatte die Erzählung seines Lebenslaufes beendet und kam nochmals auf seinen Wunsch zurück über die Beschäftigung zu reden. Seine verklärten Augen berriethen deutlich, daß er sich der Wirkung seiner phantastischen Schilderung wohl bewußt war. Darum galt es, die Situation auszunutzen. Er hatte inständig Hans Ludolf als den Herrn des Hauses erkannt und rebete auf ihn ein: „Warum Du nicht geben armen Buchmann Arbeit? Und ich habe Reichthümer, beide Landsleute; ich quä arbeiten.“

Ein kurzes ironisches Lachen Hans Ludolf's war die einzige Antwort. „Ich habe nie darüber zu Dir gesprochen“, wandte er sich an mich, „aber ist es nicht jammertlich, daß man mir, der ich doch auch am Aufbau des deutschen Vaterlandes nicht ganz unthätig bin, die deutsche Staatsangehörigkeit abgeknipft hat, bloß weil ich einmal beraubt, mich zur rechten Zeit beim Konful einschreiben zu lassen? Und dieser schwarze Kalante hat das Recht, sich Reichthümer zu nennen!“

Ich nahm Gideon Katamba mit zur Chandos-Grube und beschäftigte ihn als Officeboy. Unsere Freundschaft währte nicht lange. Bereits nach acht Tagen sagte man ihm beim Schnapsverkauf ab, den er an Schwarze vermittelte. Er besaß dafür ein Jahr Gefängnis und fünfundsiebzigjährige mit der neunundzwanzigen Tage. Dann hörte ich nichts mehr von ihm.

meinem Leiden ein Ende. Ich habe wieder einmal einen Tag voll von Enttäuschungen hinter mir — verordnete mir zur „Verbesserung“ meines hart erkrankten Selbstvertrauens einen Whisky. Ich steuerte auf die nächste Bar los, deren wohlklingender Name „His Lordship's Barber“ so viel versprach. Sie war von nur wenigen Leuten besucht. Kaum hatte ich dem Barman in meinem besten Englisch mit unerschütterlichem deutschen Agent meinen Wunsch zu erkennen gegeben, als sich aus einer Drei-Männer-Gruppe ein dreißigjähriger Hüne mit lang herabhängendem grauen Schnurrbart löste und, mit autmätigem Lächeln mir die breite Hand auf die Schulter legend, im reinsten ostpreussischen Dialekt mich anredete:

„Hallo, junger Landsmann, was zum Kuckuck hat Sie in dieses schauerhafte Nest geführt?“ Der mich also apostrophirte, war Hans Ludolf Schrader. Der Schmerz über meine verunglückte englische Aussprache wich sehr schnell der Freude, endlich einmal wieder in meiner geliebten Mutterprache reden zu dürfen, um so mehr, als ich aus seinen Fragen weniger Neugierde als vielmehr aufrichtige Anteilnahme an meinem Geschick deutlich heraushörte. Von dieser Minute an datierte unsere Freundschaft. Meine Sorgen hatte Hans Ludolf Schrader bald heraus und machte sie zu den seinigen. Er bestand darauf, daß ich das Boardinghouse, in welchem ich wohnte, mit seiner beschriebenen, aber wohllich eingerichteten Häuslichkeit verließ. Dann ging es an das Stellungsuchen. Diese fand sich nach einigem Bemühen auf der Chandos-Grube, welche ein ihm befreundeter Amerikaner leitete. Hans Ludolf Schrader ließ es sich nicht nehmen, mich Abend für Abend in dem Nothwendigen für meinen neuen Beruf zu unterweisen, bis ich einigermaßen fest im Sattel saß. Die erste Kridu — Antilope brachte ich unter seiner Anleitung zur Strecke, und als mich später die heimtückische Malaria überfiel, war er es, unter dessen fürsorglicher Pflege ich wieder auf die Beine kam. Im folgenden Jahre zog Hans Ludolf in die Wildnis, um zu prospektieren. Er kam nur selten in die Stadt. Um so häufiger trat mich mein Besuche — Bonn zu ihm hinaus. Dann pflegte er aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen zu erzählen: vom Deutsch-Französischen Kriege, den er als Freiwilliger im hantelischen Infanterie-Regiment mitgemacht, von den Kämpfen um Orleans, wo er das eiserne Kreuz erworben. Oder wie es ihn bald nach Friedensschluß hinausgetrieben in die weite Welt: zuerst nach Indien und Australien. Dann war er nach Sidakstra gekommen: Kimberleys Reichthum hatte ihn gelockt. Er besand sich unter den ersten Pionieren auf den neuentdeckten Goldfeldern des Witwatersrand und war Johannesburg entlassen. Das waren goldene Zeiten für ihn gewesen. Doch so leicht wie der Reichthum ihm zugeströmt war, ebenso schnell war er ihr an der Börse durch seine Spielereckheit wieder aus den Händen gelitten. Nach dreißigjährigem Aufenthalt im Auslande war er heute kaum so weit, um seinen letzten Wunsch, sein Leben in der alten Heimath zu beschließen, verwirklichen zu können.

Als ich heute, am fünften Jahrestag unserer ersten Begegnung, zu ihm hinübertritt, wußte ich, daß er mich bestimmt erwartete. Wir hatten den 29. März nie ohne kleine Feier vorübergehen lassen, und so war mein Kommen in seinen Augen selbstverständlich.

Ein opulentes Mahl barrie meiner, von lundiger Hand zubereitet: junger Maistkolben mit Butter eröffnete das Menü; für den Gemüsegang hatte Hans Ludolf zwei Konservendbüchsen „geschloffen“; hierauf folgte Springbocklet vom Hofe, und Weißbrot mit Marmelade machte den Beschluß. An Whisky war natürlich kein Mangel, und für süßes Wasser sorgte der Wasserfad aus Segelluch. Um uns von dieser Schlemmermahlzeit zu erholen, warfen wir uns in die breiten Homabay-Chairs und setzten unsere kurzen Pfeifen in Brand. Wir konstatierten noch voll Befriedigung, daß wir in trauter Harmonie mit der übrigen Welt lebten, und schauten dann schweigend der untergehenden Sonne nach. Unsere Gedanken waren wohl die gleichen und verloren sich in europäischer Nüchternheit.

„Safu bona, Waas!“ (Guten Abend, Herr!) unterbrach eine tiefe Stimme unsere Andacht und sprachte uns aus unseren Träumen auf. Der Eigentümer dieses Bases war ein alter graubäugiger Buchmann, kaum größer als vier Fuß. Hans Ludolf war ein wenig über diesen plöthlichen Besuch und machte, noch im Darme seiner beinahe sinnlichen Eindrücke, seinem Neugier in einem ehrlichen deutschen Fluche Luft. — Worte thut einem Schwarzen nicht weh, am allerwenigsten einem Buchmann, und es noch einer von uns darauf kam, ihm ein rauhes „Woeit zo!“ (Scher dich fort!) zuzurufen, hatte er uns zum zweiten Male über-rumpelt, indem er in gedrohenem Deutsch fortfuhr: „Ich bin aus Deutschland, ich komme aus Schwedisch, ich

bin ein Deutsch sprechender Schwarzer war uns etwas Neues und stimmte uns mißer. Wir hatten aber keineswegs die Absicht, ihn dies wissen zu lassen, und nahmen unsere Aufsicht zur französischen Sprache, in der richtigen Voraussetzung, daß diesem alten Lager

Unteroffizier. „Wohmann II., aus dem Brett, das Sie vorn starg haben, wird noch mal mein Starg geschlitten werden!“ Jede Kritik ist zugleich eine Kritik über den Kritiker.

bonen Englisch und Holländisch gewiß geläufig sei. Ich betam aber daß ein Badstrom als etwas unheimliche Aufsammlung in zwar etwas holprigen, aber immerhin verständlichem Französisch seine Bitte um Arbeit wiederholte. Diese neue buchmännliche Leistung brachte auch Hans Ludolf aus seiner ersten Haltung, welche er im Verkehr mit Schwarzen stets anzu-nehmen pflegte. Es drängte auch ihn nach einer Erklärung dieses singulären Phänomens. Seine Hand voll Tabak verschaffte sie uns. Was wir zu hören bekamen, war allerdings wunderlich genug.

Der Gehantion unserer Reueigleite hieß Gideon Katamba und hatte irgendwo in der Kapkolonie vor vielen Jahren zum ersten Male seine schwarzen Augenlider aufgeschlagen. Kaum flügte geworden, verließ er den heimathlichen Ort und verdingte sich in Ost London als Ueberbedon. Das Leben und Treiben am Hofe, welches er zu beobachten sich genug Gelegenheit hatte, ließ in ihm den Wunsch reifen, auch einmal auf einem Schiff über das große Wasser fahren zu dürfen.

„Froh schlägt das Herz im Weisheitel, Vorausgesetzt man hat die Mittel.“ singt Wilhelm Busch. Ueber Mittel verfügte Gideon Katamba allerdings nicht, wohl aber über eine reiche Portion Schläuheit. Er quartierte sich auf dem ersten besten Dampfer als blinder Passagier ein und vertraute dem Schicksal. Sein Stern führte ihn nach Koffi Be auf Madagaskar. Es gelang ihm, ohne Brägel vom Dampfer zu entweichen und in die Stadt zu entkommen. Hier griff man ihn auf und steckte ihn, da man nichts weiter mit ihm anzufangen wußte, in ein Turko-regiment, welches gerade im Begriff stand, sich nach Alger einzuführen. Zwei Jahre später brach der französische Krieg aus, und Gideon Katamba trat seine dritte Seereise an, um im Verein mit seinen dunkelhäutigen Kameraden auf die Deutschen loszulassen zu werden. Schon bei Welkenburg traf ihn das selbe Schicksal, welches einige Wochen später seinen Kameraden bei Sedan ereilte: er wurde gefangen genommen. Man brachte ihn aber nicht nach Wilhelmshöhe, sondern nach Königsberg. Diese Königsberger Gefangenschaft war für Gideon Katamba die glücklichste Periode seines Lebens, und er gedachte ihrer in dankbarer Erinnerung. Hier brauchte er sich nicht kostspielig zu lassen und konnte den ganzen Tag faulenzeln. Daher kam ihm der Frankfurter Friede ebenso überraschend wie unelogen: er mußte zurück nach Frankreich. Wie er es dann ermöglichte, plötzlich von Frankreich nach England zu verschwinden, blieb er uns in seiner Erzählung schuldig. Es war Gideon Katamba offenbar peinlich, sich hierüber zu äußern, und wir waren bündel genug, nicht in dieses Dunkel hineinzufragen. Genug; er war eines schönen Tages in England und wirte auch heute noch dort, wenn nicht das Heimweh seine schwarze Seele geplagt hätte. Er erarbeitete sich als Rohleijer freie Ueberfahrt nach Kapstadt und zog von hier aus mit einigen Stammesgenossen nach Damara-land. Mit der Besitzergreifung dieses Landstriches wurde auch Gideon Katamba zum deutschen Staatsbürger befördert und hatte nun hinreichend Gelegenheit, seine in Königsberg begonnenen Studien in der deutschen Sprache fortzusetzen. Erst kürzlich hatte er Deutsch-Schwedisch den Kluden gelehrt und burdamanderte jetzt Madagaskar als Gesehensbesucher. Ueber die Motive dieser seiner abermaligen Wanderlust schwieg er sich, freilich aus treifigen Gründen, ebenfalls aus.

Gideon Katamba hatte die Erzählung seines Lebenslaufes beendet und kam nochmals auf seinen Wunsch zurück über die Beschäftigung zu reden. Seine verklärten Augen berriethen deutlich, daß er sich der Wirkung seiner phantastischen Schilderung wohl bewußt war. Darum galt es, die Situation auszunutzen. Er hatte inständig Hans Ludolf als den Herrn des Hauses erkannt und rebete auf ihn ein: „Warum Du nicht geben armen Buchmann Arbeit? Und ich habe Reichthümer, beide Landsleute; ich quä arbeiten.“

Ein kurzes ironisches Lachen Hans Ludolf's war die einzige Antwort. „Ich habe nie darüber zu Dir gesprochen“, wandte er sich an mich, „aber ist es nicht jammertlich, daß man mir, der ich doch auch am Aufbau des deutschen Vaterlandes nicht ganz unthätig bin, die deutsche Staatsangehörigkeit abgeknipft hat, bloß weil ich einmal beraubt, mich zur rechten Zeit beim Konful einschreiben zu lassen? Und dieser schwarze Kalante hat das Recht, sich Reichthümer zu nennen!“

Ich nahm Gideon Katamba mit zur Chandos-Grube und beschäftigte ihn als Officeboy. Unsere Freundschaft währte nicht lange. Bereits nach acht Tagen sagte man ihm beim Schnapsverkauf ab, den er an Schwarze vermittelte. Er besaß dafür ein Jahr Gefängnis und fünfundsiebzigjährige mit der neunundzwanzigen Tage. Dann hörte ich nichts mehr von ihm.